Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 62 (1982)
Heft: 5

Artikel: Die sinnliche Stadt
Autor: Boesch, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163930

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hans Boesch

Die sinnliche Stadt

Im allgemeinen wird angenommen, dass erstens der Dialog Spannungen abzubauen vermöge und dass zweitens die guten Kommunikationsmittel den Dialog erleichtern. Doch obschon die technischen Voraussetzungen zu einer weitestmöglichen Kommunikation noch nie so hervorragend waren wie heute und obschon die Städte als ausgesprochene Kommunikationshäufungen angesehen werden können, stellt man ein weitverbreitetes Unbehagen fest. Dieses lässt auf Spannungen und auf Konflikte schliessen und somit auch darauf, dass technische Kommunikation allein noch nicht den erwünschten, entspannenden Dialog gewährleistet.

Als Grund dieser Spannungen werden im folgenden die Entfremdungen des modernen Menschen angesehen. Ihr Ausmass soll aufgezeigt werden.

Anschliessend wird versucht, Mittel und Wege zu finden, mit denen der Entfremdung entgegengewirkt werden könnte.

Zuletzt werden Vorschläge und Massnahmen diskutiert, die den Einsatz solcher Mittel zeigen und die für die Stadt von Bedeutung sind.

Entwicklung und Entfremdung

Zur technischen Entwicklung:

Wenn wir Entwicklung und Entfremdung anschaulich darstellen wollen, müssen wir uns eines geeigneten Zeitmassstabes bedienen. Setzen wir einen Meter für 10 000 Jahre, so können wir annehmen, dass wir uns auf unserem Weg hierher in etwa einem bis zwei Kilometern Entfernung aufgerichtet haben, das heisst etwa vor 10–20 Millionen Jahren [1].

Dieses Aufstellen in die Vertikale brachte eine bessere Übersicht und machte die Hände frei für Spiel und Arbeit. Gleichzeitig kann es aber auch als eine erste Entfremdung von der Urmutter Erde gedeutet werden. Die Entfremdung wird augenfällig im vergrösserten Abstand zwischen Kopf und Boden. Ganz sachte begann sich unser Vorfahre aus der Naturverflochtenheit zu lösen.

Zwischen jener weitabliegenden Vorzeit und etwa einer halben Million Jahren (das heisst in unserem Massstab: noch mehr als 50 Meter entfernt) kamen die ersten Werkzeuge auf. Sie schoben sich zwischen Hand und Erde, zwischen Hand und Material. Das heisst, dass der Kontakt zwischen unserem Vorfahr und dem Urgrund ein weiteres Mal gelockert wurde. Eine weitere Distanzierung fand statt.

Vor rund 400 000 Jahren begann man das Feuer zu beherrschen [2]. Damit wurde das Menschwesen unabhängiger von den Elementen. Die Bindungen zur Natur wurden nochmals ein bisschen loser.

Vor etwa 30 000 Jahren entstanden Höhlenmalereien und Töpfereien. Bis dahin zurück glaubt man auch den Beginn des kritisch-kontemplativen Denkens datieren zu können. Der homo sapiens war da. Sein Denken bedeutete weiteres Abstandnehmen, wie gerade die Malereien zeigen. Denn Betrachtung und Wiedergabe bedingen Abstand vom Objekt, in diesem Fall von der Natur.

Erst auf dem letzten Meter unseres hier gewählten Zeitmassstabes überstürzen sich die Ereignisse, die stets auch Entfremdung bedeuten:

Die Viehzucht wurde wohl vor etwa 10 000 Jahren eingeführt. Vor etwa 8000 Jahren wurden die ersten Städte gebaut und vor ungefähr 5000 Jahren wurde das Rad «erfunden».

Die Stadt bedeutete eine klare Abgrenzung gegenüber der freien Natur. Und das Rad seinerseits ist der Inbegriff der Künstlichkeit. Dies deshalb, weil es beim Rad auch nicht eine Chance für ein natürlich gewachsenes Gegenstück gibt. Wachstum und Erneuerung sind bei ihm ja gerade darum so völlig undenkbar, weil es ganz entschieden trennt und zwar gleich zweifach: einmal zwischen Boden und Last, dann aber auch zwischen Achse und Nabe.

Damit war der Weg der weitern Entfremdung vorgezeichnet. Sie wurde auch als Spaltung immer fühlbarer, denn Spaltungen erzeugen Schmerzen. Die zivilisierten Völker begannen sich nach dem Heil, d. h. nach einem Urzustand zurückzusehnen, der den Zwiespalt nicht gekannt hatte. In ihm dachten sie sich Mensch und gottgefällige Natur, Geist und Leib in einer allumfassenden Harmonie vereint. Paradiesvorstellungen und Paradiessehnsüchte sind nichts anderes als versuchtes Rückgängigmachen der Entfremdung.

Dabei war zumindest bis vor rund einem Jahrhundert, während des ganzen Zeitalters des Handwerks, die Tuchfühlung mit dem Ursprünglichen, mit Erde und Material zumindest, noch durchaus gegeben. Wohl hatte sich das Werkzeug zwischen Mensch und Werkstück, zwischen Mensch und Boden geschoben, aber die Schaufel als verlängerte und vergröberte Hand liess den Stein im Ackerland noch immer spürbar bleiben, und durch den

Hobel hindurch teilte sich der Widerstand eines Astes im Holz mit. Die Abtrennung war also immer nur bedingt.

Sie wurde erst durch Maschine und Motor weitergetrieben. Wie ein intellektueller Filz legte sich die Maschine zwischen uns und die Materialien. Die Dinge, die wir bearbeiten, haben wir nicht mehr in der Hand; sie entstehen isoliert von uns. Der Motor schliesslich entliess uns ganz aus der körperlichen Anstrengung, die jede künstliche Veränderung der Welt bisher verursacht hatte. Das dürfte ein Grund sein, dass wir solchen Veränderungen gegenüber auch weitgehend gefühllos geworden sind. Roboter und Arbeitsteilung verdeutlichen noch, wie sehr wir anteillos geworden sind an unseren Werken und damit auch an der gestalteten Umwelt.

Auch im Städtebau und im Verkehr sind die Ablösungen auffällig. In Hochhäusern rückt der Mensch immer weiter vom Boden ab. Der Verkehrsteilnehmer ist von der Erde wegisoliert durch Asphaltflächen und Beton. Das Rad hebt ihn hoch und trennt zusätzlich vom gewachsenen Boden. Die heutige Menschheit lebt auf Kugellagern. Wir sind ein Heer von Nomaden geworden, und unser Verhalten ist bis ins Detail nomadenhaft, vor allem dann, wenn wir Raub- und Eroberungsnomaden zum Vergleich heranziehen.

Wir verkehren in einem Panzer, in einem Behältnis aus Blech und Glas, abgekapselt von der Natur. Dialoge mit der Umgebung sind kaum mehr möglich, meist auch unerwünscht. Das Flugzeug schliesslich hebt uns endgültig und entschieden vom Grund ab. Die Mondrakete trägt uns hinaus aus dem Schwerefeld der Erde. Damit ist die Entfremdung auf die Spitze getrieben.

Erst während der letzten Jahrzehnte, also während der letzten Millimeter der von uns gewählten Zeitskala (!), nahm sie so gewaltige Ausmasse an. Entsprechend gross ist die Spannung zwischen uns und der ursprünglichen Einheit, entsprechend gross die Gefahr von Konflikten.

Zur allgemeinen Entwicklung:

Wir haben uns hier bisher nur mit den vordergründigen und sehr augenfälligen Erscheinungen des Fremdwerdens befassen können. Analoge Wege des Fremdwerdens, also des Fort-Schritts, lassen sich auch bei Betrachtung der uns umgebenden Materialien (und damit unserer engsten Umwelt) verfolgen. Sie wurden glatt, tot, berührungsfeindlich und damit abstossend. Unsere Wirtschaft, unsere Sprache und unser Denken, ja die ganze moderne Welt ist auf Kühle und auf Distanz angelegt. Die Verintellektualisierung unseres Lebens führte dazu, dass die Abstraktion fast uneingeschränkt

herrscht. Abstraktion ist aber der Inbegriff von Unsinnlichkeit, von fehlender Vitalität, von mangelnder Wärme.

Die Sprache der Dichter und Mythen ist für die «exakten» Wissenschaften unbrauchbar und suspekt geworden. Das Bild als ein Gleichnis, als Analogon, als Symbolträger ist vielen ein Greuel, und das, obschon nachweisbar ist, dass damit die Zustände oft treffender und umfassender beschrieben werden können als mit der digitalen Ausdrucksweise. Was wir denn heute noch in die Welt setzen, sind meist nur Wortkrüppel, Kürzel und Codes, Computersprachen, sprachliche Schrotthaufen und Wortwracks. Plessner vermerkt denn in seiner «Anthropologie der Sinne» auch wütend, die Sprache werde zerschlissen von Leuten, die sich «einen Dreck kümmern um die Einbettung der Sprache in das vitale System des Menschen» [3].

Leider hat die Kunst nicht heilsam, das heisst verbindend, gewirkt. Zumindest die Kunst des Kunstbetriebes hat in übereiliger Zudienerei ihre Aufgabe darin gesehen, zugunsten von Tagestheorien und Tagesphilosophien die Entfremdung zu illustrieren, statt eine Gegenwelt, eine Zuflucht aufzubauen. Beflissen entfernte sie sich vom «Ding» und wurde ebenfalls intellektuell-abstrakt. So trug sie mit Architektur und Städtebau das ihre zur Heimatlosigkeit bei.

Die Entfremdung als Leiden

Bisher haben wir die Entfremdung weitgehend wertfrei betrachtet. Sie ist eine Tatsache. Und es ging darum, diese Tatsache möglichst breit und deutlich herauszustellen.

Die Kontinuität der Urbedürfnisse:

Offensichtlich ist Entwicklung nicht möglich ohne Entfremdung, ohne Abheben vom dumpfverflochtenen Eingebettetsein im Urgrund. Gleichzeitig ist aber festzustellen, dass die Entfremdung auf den verschiedensten Ebenen und in den unterschiedlichsten Bereichen progressiv und in beängstigendem Masse zunimmt. Sie zeigt den Zwiespalt, der zwischen unserem abstrakt-technologisch bestimmten Dasein und der Naturgeborgenheit klafft. Die Frage ist nun, ob wir diese Klaffe einfach übersehen dürfen. Ob es angeht, nur noch mit dem «modernen» Teil in uns zu rechnen. Ist der Traum von der allumfassenden Einheit, von der Eingebundenheit in die Heimat eine romantische Fiktion und daher ungestraft zu vernachlässigen?

Der Purist in uns, der meist rücksichtslos entweder klar das eine oder klar das andere will, der Konstrukteur und Macher in uns, der sich ungern

bei einem «Wenn-und-Aber» aufhält, wird dazu neigen, solche Fragen als lästige, bestenfalls nostalgiebeladene Modetorheiten abzutun. Manche werden daher nur ungern an die absolut amodische Tatsache erinnert, dass unser Kopf zwar bereits im dritten Jahrtausend steckt, unser Bauch aber, wenn nicht bei den Sauriern, so doch noch immer bei den Höhlenbären ist.

Denn noch immer werden wir aus dem Leib geboren. Noch immer fliesst Blut in unsern Adern, und zwar warmes und rotes. Und noch immer existieren wir eingespannt zwischen Essen und Notdurft, zwischen Sehnsucht und Sattheit. Und noch immer lachen und weinen wir, und zwar in allen Sprachen und in allen Rassen gleich. Wir denken wohl in einer entfremdeten, vom Urgrund abgehobenen Welt, aber das, was wir «Leben» nennen, findet noch immer auf der untersten Leiste einer uralten Natur statt. Und so ist es denn schlichtweg unsinnig zu glauben, dass wir innerhalb von zwei, drei Generationen alles abzustreifen vermöchten, was seit Jahrmillionen in uns ist. Das heisst aber, dass eine einseitige Konzentration auf die «Moderne» für jenen, der dem Menschen eine Stätte und Stadt bereiten will, nicht in Frage kommen kann.

Das heisst auch, dass die seit Jahrmillionen gefestigten Urbedürfnisse bleiben und zu befriedigen sind.

Das Urbedürfnis nach Geborgenheit:

Die Anthropologen zeigen, wie sehr wir verwachsen sind mit unserer Vergangenheit. Von besonderem Interesse sind in diesem Zusammenhang die Arbeiten von Eibl-Eibesfeldt über das Grüssen. Der Gruss ist ja nichts anderes als ein Dialog. Er ist Kontaktaufnahme, und damit bedeutet er ein Zusammenbringen von vorher einander entfernten Wesen, er ist somit das Gegenteil von Entfremdung[4, 5]. Eibl-Eibesfeldt leitet denn das Grüssen auch von den sogenannten «Bindetrieben» her. «*Eine* Wurzel menschlichen Kontaktstrebens ist die Mutter» (Liebe und Hass, S. 140). «Mutter» aber bedeutet Refugium, schützende Höhle, Vertrautheit, Heimat.

Es kann daher nicht überraschen, dass das Grüssen, insbesondere der Körperkontakt, etwa das Händegeben, auch Aggressionen abzulenken und Ängste zu beschwichtigen vermag. Zwei vorerst noch entgegengesetzte Pole werden «kurzgeschlossen». Spannungen und damit Konfliktpotentiale werden abgebaut.

Für den Städteplaner, der sich mit Konflikt und Dialog beschäftigt, ergibt sich daraus der Wunsch nach Bereichen, in denen das Grüssen – wie etwa im Dorf – noch sinnvoll und möglich ist. Solche Wünsche können zum Beispiel auf dem Fussweg erfüllt werden. Hier ist die Konfrontation

meist freundlich und beschwichtigend. Ganz im Gegensatz dazu ist sie auf der Autostrasse entweder gar nicht möglich oder endet im Schock der Karambolage.

Wenn das Bedürfnis nach *mütterlicher Geborgenheit* am Ursprung unserer Sehnsucht nach dem «grossen Einssein» angesiedelt ist, wenn wir das «Abnabeln» und das Ausgestossensein in eine gleichgültige Welt als Spaltung und als Leiden empfinden, wenn wir mit Kolakowski meinen, «der zentrale Sinn des menschlichen Ringens» seien «die Versuche, diese Gleichgültigkeit zu überwinden» [6], d. h. die Spannungen und Spaltungen der Entfremdung zu mildern oder auszuschalten, dann wird eines klar, nämlich: dass Geborgenheit nicht einfach Versenken eines Wesens in ein ökonomisch arrangiertes Regal bedeuten kann, wie das uns ein gewisser Pseudo-Rationalismus immer wieder glauben machen will.

Dann werden wir einsehen, dass Gebäude, die auf Stelzen stehen, die uns mit Air-condition von der einstmal allumfassenden grossen Einheit der Luft absondern, die uns mit schalldichten Fenstern von den Geräuschen der Witterung, der Pflanzen, Vögel, Mitmenschen ausschliessen, die Sommer und Winter von uns abhalten und den Blick nach draussen mit ihren Tönungen verfälschen, dass solche Bauten zu Entfremdungen von der Umwelt führen müssen. Ein Verkehrssystem, in dem jeder abgekapselt in seinem Fahrzeug sitzt, ergänzt diese Welt des Alleinseins und trennt in letzter Konsequenz auch noch Mensch von Mensch.

Dass viele von uns der Kontakte entwöhnt sind, zeigt die weitverbreitete Berührungsangst, die oft krankhafte Ausmasse annimmt, so, dass sie mit Berührungstherapien überwunden werden muss. Und diese Therapie zeigt ganz genau, was fehlt: nämlich Nähe, Intimität, Vertrautheit. Man betastet sich, weil das Tasten der «Inbegriff der Nähe» ist, wie Plessner richtig feststellt [7].

Dort, wo die Kontakte von Mensch zu Mensch und von Mensch zur Umwelt erschwert werden, werden sich auch Entfremdungen des einzelnen von der Gesellschaft nicht vermeiden lassen. Unter diesem Phänomen leiden gerade die Städte. Abkapselungen der verschiedensten Art werden als Ergänzungs-Refugien genommen. Bei der Unterhaltungsmusik, beim Rauschgift und beim Alkoholmissbrauch wird dies besonders deutlich. Das einzige Gegenüber des Zeitgenossen ist nur zu oft ein Abstraktum, ein intellektuelles Surrogat, man denke etwa an Computer und Computerspiele, an Automaten und Spielsalons.

Die durch die Abkapselung geförderte Egozentrik und die daraus resultierende Beziehungslosigkeit zur Umwelt können in Rücksichtslosigkeit ausarten. Von da ist dann nur noch ein Schritt bis zur Brutalität. Womit die vorerst verborgenen Konflikte offen zutage treten.

Nähe und Vertrautheit

Wenn wir das Fremdsein als unser Leiden erkannt haben, bietet sich die Vertrautheit als Therapie an. Vertrautheit bedeutet Nähe. Somit muss also der Nahbereich als möglicher Hort des Vertrauens in den Blickpunkt gerückt werden. Doch stellt sich sofort die Frage, ob im Stadtraum solche vertrauenswürdigen und vertrauenserweckenden Bereiche überhaupt noch zu finden sind, ferner, ob sie sich halten oder gar reaktivieren lassen. Und wenn ja, wie und wo? Im folgenden soll gezeigt werden, dass solche Bereiche durchaus möglich bleiben und sogar verbessert werden können.

Zur Abgrenzung:

Die Grossstadt umfasst in den weitaus meisten Fällen nicht nur die Stadtgemeinde, sondern sie schliesst die Vororte mit ein. Dieses Gebilde nun ist als Ganzes «unüberschaubar» gross und kann das Individuum der Verlorenheit aussetzen. Daraus ist zu folgern, dass, falls die Überschaubarkeit – die eine Voraussetzung der Vertrautheit ist – wiederhergestellt werden soll, der beängstigend grosse «Kuchen Stadt» in kleinere und übersehbare Teile aufzuschneiden ist, in Tranchen also, die der einzelne noch «verdauen» kann. Das heisst, Kleinquartiere oder sog. Wohnzellen sind abzugrenzen.

In der verstehbaren Ordnung des Nahbereichs wird es dem einzelnen möglich, auch sich selbst einzuordnen und dann von seinem so gewonnenen Standort aus seinen Stadtteil zu erfahren.

Als Abgrenzung der Wohnzellen bieten sich zum Beispiel die übergeordneten Strukturen an, also Hauptstrassenzüge und Bahnlinien, Flüsse, Hangkanten oder Nutzungsbesonderheiten wie Freiflächen, Wälder, Industriekomplexe. Innerhalb der Maschen des übergeordneten Verkehrsnetzes ergeben sich so die Bereiche, in denen eine Verkehrsberuhigung möglich wird, fast von selbst.

Die Abmessungen solcher Mikrobereiche müssen sich, wenn die Verkehrsberuhigung ernst genommen werden soll, nach den zumutbaren Fussgängerdistanzen zu den öffentlichen Verkehrsmitteln richten. Dadurch wird ihre Ausdehnung zwischen den Hauptverkehrszubringern etwa fünfhundert bis maximal zwölfhundert Meter betragen dürfen.

Verkehrsberuhigung bezieht sich auf den motorisierten Verkehr. Der nichtmotorisierte Verkehr, also Fussgänger und Radfahrer, hingegen kann und muss entsprechend mehr gefördert werden. Nur so lassen sich die direkten Immissionen aufs Quartier niedrig halten. Gleichzeitig lässt sich im Zusammenwirken mit den öffentlichen Verkehrsmitteln auch ein weitgehend energiekristenfestes Personenverkehrsnetz aufbauen.

Integration statt Abkapselung:

Durch die Abgrenzung des Mikrobereichs und durch das Festlegen seiner fussgängergerechten Abmessungen wird ein Raum der Nähe geschaffen. In all der monotonen und chaotischen Aussenwelt wird eine Innenwelt, zumindest die erste Schale einer Innenwelt, abgegrenzt. Die Frage ist nun, wie die Vertrautheit innerhalb dieser Innenwelt erreicht werden kann, das heisst, wie diese kleine Welt verinnerlicht werden kann.

Sicherlich wird es keinem Planer gelingen, dem mit sich selbst unvertraut gewordenen Zeitgenossen mit Hilfe irgend eines technisch-architektonischen Tricks die Vertrautheit und damit das grosse Einssein mit der Welt wieder zurückzugeben. Doch – auch wenn wir von Sendungsbewusstsein und Weltverbessererallüren absehen – bleibt es Aufgabe der Stadtverantwortlichen, sich zu überlegen, welche Vorkehren das Fremdwerden des Bürgers bremsen oder vielleicht sogar etwas verringern könnten.

Ein Beispiel soll das illustrieren: Wie früher dargelegt wurde, wird mit zunehmender Technisierung auch die Entfremdung wachsen. So wird die Vereinsamung des einzelnen im Zeitalter der Telekommunikation ganz im Gegensatz zu den positiv-naiven Erwartungen der Propagandisten höchstwahrscheinlich weiter zunehmen. Zu diesem Schluss kommt man nicht allein dadurch, dass man angesichts der bereits abgeschlossenen Kommunikationsschübe im Bereich der Telegraphie, Telephonie, des Radios und des Fernsehens sowie des Verkehrs nichts anderes zu erwarten wagt, sondern auch dadurch, dass man sich den Teilnehmer an der Telekommunikation als ein von seinen Kollegen und Kameraden abgekapseltes Wesen vorzustellen hat. Denn diesem Kommunikations-Teilnehmer wird ja nicht mehr ein Mitarbeiter oder Kumpan aus Fleisch und Blut gegenüberstehen, sondern ein Schemen. Der «andere», mit dem er zu kommunizieren hat, wird von ihm abgetrennt sein durch eine Scheibe, durch Bildschirm, Leitung und Apparatur, und wird in dieser Scheibe drin kalt sein, ungreifbar, unbegreifbar wahrscheinlich auch und deshalb fremd. Tastsinn und Geruchsinn gehen leer aus. Die gemeinsame Bewegung wird zur Farce, vielleicht auch die gemeinsame Bewegtheit.

Wenn nun aber die Vereinsamung im Beruf zunimmt, müssten die zukünftigen Quartiere doch so angelegt und organisiert werden, dass sie diese Vereinsamung nicht ihrerseits noch steigern – etwa durch Monotonie und Kälte – sondern dass sie den Menschen ganz im Gegenteil vermehrt in die Quartierlandschaft und ins Quartiergeschehen einzubinden vermögen, ihn also integrieren in das, was wir «Nahbereich» nennen.

Integration wiederum heisst hier Assimilation, und zwar gleich zweifache: erstens einmal das Einfügen des einzelnen in Umwelt und Gesellschaft,

zweitens aber auch Angleichung dieser Umwelt an den einzelnen. Das meint, er soll die Umwelt nicht nur auf sich einwirken lassen, sondern soll auch auf diese einwirken können. Das ist nicht nur für das Wohlbefinden des Erwachsenen wichtig, sondern wie Piaget gezeigt hat, auch für die Entwicklung des Kindes [8].

Engagement als Notwendigkeit:

Die Forderung nach Integration führt – im Fall des erwachsenen Bürgers – sofort zur Frage der Organisation im Mikrobereich. Offensichtlich fehlen heute solche Einwirkungsmöglichkeiten des einzelnen weitgehend. Er hat zwar das Stimmrecht in Stadtangelegenheiten, fühlt sich aber im engsten und intimen Bereich seines Wohnumfeldes wiederum gerade auch der anonymen Macht des Stimmenmehrs ausgeliefert. Und die Praxis zeigt ja leider, wie das Überstimmen von Minderheiten nicht nur als ein notwendiges Übel in Kauf genommen wird, sondern zur Durchsetzung von Quartierplänen und Strassenbauten zu einer eigentlichen Strategie ausgebaut wurde. (Die ist übrigens einer der Gründe, dass sich der einzelne hilflos und alleingelassen vorkommen *muss*.)

Die Einwirkungsmöglichkeiten des einzelnen kann im fassbaren Rahmen des Kleinquartiers besser gewährleistet werden als in der Anonymität und Unermesslichkeit der Grossstadt. Ähnlich wie bei der Region fehlt dem Quartier jedoch die rechtlich-politische Kompetenz. Doch wie bei der Region müssen auch für den Mikrobereich Formen der Mitbestimmung, der Mitsprache und der Mitgestaltung gefunden werden. Ansätze bestehen verschiedenenorts. Sie sind weiter zu entwickeln. Dies sollte in einem Land, da Alp- und Flurgenossenschaften, die ja entsprechende Aufgaben zu erfüllen haben, zur Tradition gehören, auch möglich sein.

Wenn es gelingt, den Bürger zur Mitgestaltung seiner unmittelbaren Umwelt zu verlocken, ist der erste Schritt zu seiner Assimilation getan. Mit dem Baum, den er einpflanzt, verwurzelt er sich selbst. Mit dem Stein, den er auf den andern setzt, baut er mit am eigenen «Haus», auch wenn dieses Haus vorerst das Quartier bedeutet. Nur solange wir planen und bauen können, auch wenn es Träumereien sind, haben wir Zukunft vor uns, glauben und leben wir wirklich. Solches gilt nicht nur für den Stadtplaner und Politiker, sondern für jeden. Zum ersten, was ein Kind zu zeichnen versucht, gehört das Haus. Eines der beliebtesten Kinderspiele ist das Häuserbauen. Auf den Robinsonspielplätzen, in den Hinterhöfen, im Wald und im Bauernhof bauen die Halbwüchsigen. Ihnen versucht man Raum, Freiraum für ihre Tat gewordenen Träumereien zu schaffen. Wie kann man dem Erwachsenen die Hände binden und ihn zum Gefangenen

einer geradezu mörderisch durchkonstruierten Welt machen und glauben, er fühle sich wohl?

Sinnliche Stadt gegen Schubladenordnung:

So stellt sich die Forderung, Räume zu schaffen, in denen der schöpferische Atem nicht durch ein reglementarisches Korsett abgewürgt wird. Puristisch-ästhetische Anforderungen haben dabei zurückzustehen vor den spontan-menschlichen Bedürfnissen. Ein Gartenzwerg kann einen Ort anzeigen, an dem schöpferische Mitgestaltung noch möglich ist. Dagegen sind die Schubladenordnungen manch architektonisch-städtebaulicher Äusserungen eigentliche Demonstrationen der Sterilität.

Im Wohnquartier sollte auf jene urbane Überheblichkeit verzichtet werden, die in allem und jedem eine – wenn auch ökonomisch verbrämte – offensichtliche Grandeur durchzusetzen versucht. Denn sie zerstört die Poesie. Und Poesie, da nur durch Nähe wirksam, ist der Nährboden der Vertrautheit. (Zudem sagen Abmessungen nichts über die wirkliche Grösse aus. Denn, wie Bachelard nachweist: «Die Miniatur ist ein Fundort der Grösse» [9].)

Wenn wir den Nahraum aktivieren und auf den Bewohner einwirken lassen wollen, ist die Art des Fortbewegens und Verweilens in diesem Nahraum von Bedeutung. «Eine vollständig homogene Umgebung ist nicht wahrnehmbar, sie erscheint vage, unbestimmt und ohne Lokalisation [10].» Monotone Fassaden und Grundflächen erschweren daher die Identifikation mit der Umwelt. Doch wirkt sich das auf den Automobilisten weniger gravierend aus als auf den Fussgänger. Einmal, weil der Motorisierte die Wüste der Gleichförmigkeit rascher durchquert als der Gehende. Dann aber auch wegen der Beschränktheit des Blickfeldes des Fahrers. Er hat vor allem den kleinen, weit vorne liegenden Ausschnitt seines Ziels oder Durchschlupfs vor Augen. Er ist also sozusagen eindimensional ausgerichtet und hat zudem kein eigentliches Gegenüber. Der Fussgänger, der ebenso oft verweilt wie er sich bewegt, hingegen hat ein Blickfeld von beinah 360 Grad. Es umfasst eindeutig auch ein Oben und Unten, Kuppel und Grund. Seine Umwelt ist also kugelförmig, dreidimensional, und sie ist voller Gegenüber. Die Wahrnehmungsobjekte sind in unmittelbarer Nähe oder stehen in befreiender Weite. Direkte, oft sogar körperliche Begegnung wechselt mit der Erfahrung des Abstandes, des Durchblickes, der Tiefe.

Diese inhomogene Umwelt wird intensiv erfühlt, erspürt. Sie ist nicht allein visueller Raum, sondern gleichzeitig auch Hörraum, Geruchsraum, Tastraum, kinästhetischer Raum, also Bewegungsraum für das Spiel, den

Tanz, den Schritt, den Sprung, erlebbar mit Muskeln, Knochen und Haut, erlebbar für den ganzen Menschen also. Sie ist sinnlicher Raum.

In diesem sinnlichen Raum sollen die Elemente wieder erfahrbar werden, von denen wir uns entfernt und entfremdet haben: der Stein, das Wasser, das Feuer, der Wind. Die Jahreszeiten und das Wetter sollen wieder spürbar werden, gerade auch mit ihren Unannehmlichkeiten. Denn was dem einen Unannehmlichkeit ist, gereicht dem andern zur Bereicherung und zur Lust, man denke nur etwa an die Schneeräumung einerseits und die dadurch verpassten Schlittelpfade und Schneemänner unserer Kinder andererseits.

Die Natur, das Keimen, Werden und Vergehen, die Blüte und die Frucht, sowie das Tier sollen nicht ganz aus dem sinnlichen Raum verbannt sein, sie sollen vielmehr Teil unseres Daseins bleiben, nah sein; denn sie sind Boten und Mahner, die uns an die ursprüngliche, verlorene und doch immer ersehnte Einheit erinnern.

Nach solcher Zielsetzung wird man weniger der Gefahr erliegen, eine Autostrasse als tragendes Rückgrat eines Wohnquartiers zu erklären, wie das noch immer aufgrund der Hierarchien der klassischen Erschliessungsschemata geschieht. Vielmehr wird man den Fuss- und Radweg als Ort der Intensität, des Dialogs mit dem Mitbürger und der Umwelt in den Mittelpunkt rücken.

Das bedeutet dann im einzelnen: Schulwege, Einkaufswege und Wege zu den Haltestellen des öffentlichen Verkehrs sind als Erlebniswege zu gestalten. Als eigentliche Nabelschnüre zu den Fussgängerzielen wie Schulen, Läden, Quartierzentren und Werkstätten haben sie eine dominierende Aufgabe im Nahbereich zu erfüllen. Und dieser Nahbereich schliesslich soll als Uterus der Stadt sowohl Heimat dem einzelnen wie auch Ausgangspunkt für dessen weitere Fahrten und Erfahrungen sein können. In diesem Nahbereich soll man ganz allgemein, wie man das in der Schweiz so treffend sagt, «sein können»: e chli sii.

Selbstverständlich ist für den intimsten Nahbereich, die Wohnung, ein entsprechender Forderungskatalog aufzustellen, wie das hier – ganz generell und gerafft – für das Kleinquartier geschehen ist.

Nun wäre es gewiss ein leichtes, all diese Thesen und Postulate, in denen der «Verstädterung des Dorfes» eine «Verdörflichung der Stadt» entgegengestellt wird, als Ausfluss einer überholten Blut- und Bodenromantik abzutun. Doch wenn man die zeitgenössische Literatur betrachtet, die immer wieder auf die Notwendigkeit der Behausung, auf die Bedeutung der Kontinuität unserer Umwelt und auf die Sehnsucht nach Heimat auch für unsere Generationen hinweist, wird man vorsichtig[11]. Und wenn man die Ergebnisse einer rein ökonomisch, soziologisch oder baulich-formal aus-

gerichteten Stadtforschung betrachtet, wird man sich fragen dürfen, ob der Beizug der Anthropologie, insbesondere auch der Verhaltensforschung, ja sogar der Mythen als einem Archiv unserer verborgensten Regungen sowie der Phänomenologie (etwa im Sinne Bachelards oder Bollnows) zur Erhebung unserer Urbedürfnisse so abwegig sei[12]. Denn diese Urbedürfnisse sollten wir doch wohl kennen, wenn wir – unabhängig vom kurzatmigen Hin und Her der Tagesmoden – ein *Refugium des Menschseins* erstellen oder bewahren wollen, eben: die sinnliche Stadt.

[1] Schindewolf, O. H.: Phylogenie und Anthropologie, in Gadamer, H.-G. (Herausg.): Neue Anthropologie, Stuttgart und München, 1972, Bd. 1. – [2] Narr, K. J.: Beiträge der Urgeschichte zur Menschennatur, in Gadamer, H.-G. (Herausg.): Neue Anthropologie, Stuttgart und München, 1973, Bd. 4. – [3] Plessner, H.: Anthropologie der Sinne, in Gadamer, H.-G. (Herausg.): Neue Anthropologie, Bd. 7 (S. 23). – [4] Eibl-Eibesfeldt, I.: Liebe und Hass, München 1970. – [5] Eibl-Eibesfeldt, I.: Der vorprogrammierte Mensch, München 1974. – [6] Kolakowski, L.: Die Gegenwärtigkeit des Mythos, München 1974 (S. 90). – [7] Plessner, H.: a.a.O. (S. 15). – [8] Piaget, J.; Inhelder, B.: Die Psychologie des Kindes, Frankfurt/M. 1978. – [9] Bachelard, G.: Poetik des Raumes, München 1975 (S. 185). – [10] Vernon, M. D.: Wahrnehmung und Erfahrung, München 1977 (S. 42). – [11] Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung der ETH Zürich: «Die Stadt des Schriftstellers», Teil I: Stadt als Heimat?; Teil II: Monumentalität und Demokratie; Teil III: Die Wiederentdeckung der Nische. Tagungsprotokolle, unveröffentlicht (1979). – [12] Bollnow, O. F.: Mensch und Raum, Stuttgart 1976.

AUS: ROBERT WALSER, DIE HÜBSCHE STADT

Was die Art der Gebäulichkeiten betrifft, so waren sie weder prächtig noch unansehnlich, weder nach Kärglichkeit noch Übermut oder dergleichen aussehend, weder sozusagen allzu mager noch gewissermassen zu pompös und üppig. Menschen traten mir vors Gesicht, die das Allzumannhafte sowohl wie das Ewigweibliche, das durch lange Zeiten hindurch eine zu allerhand begreiflichen Verstimmtheiten Anlass gebende Fraglichkeit blieb, gleichsam abgestreift, d. h. überwunden zu haben schienen. Die Kinder, die ich hie und da antraf, sahen aus, als stritten sich in ihnen nun einmal Wohlerzogenheit und Ungezogenheit zunächst nicht mehr; denn ich vermeinte sie ein Betragen offenbaren zu sehen, das nicht auf Verzärteltheit, doch auch nicht auf gegenübergestellte Behandlungsweise schliessen liess, womit ich dartun möchte, dass mir die Stadt, worin es frei und gesetzt zugleich zuging, ausnehmend gefiel. Die Jugend und das Alter schienen vergessen zu haben, sich unangenehmermassen geltend zu machen, wie wenn es eine Unerlässlichkeit sei, nicht miteinander einverstanden zu sein.

(Aus Band XII der Gesamtausgabe, S. 53 f., Zürich und Frankfurt a. M. 1978)